



Klaus-Peter Wolf



**LICHT**

**AM ENDE DES TUNNELS**

ars  edition

## **Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier  
Munken Print gedruckt (COC 1693).  
FSC steht für nachhaltige Forstwirtschaft  
und den bewussten Umgang  
mit unseren natürlichen Waldressourcen.

5 4 3 2 1 12 11 10 09

© 2009 arsEdition GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Text: Klaus-Peter Wolf  
ISBN 978-3-7607-2821-6

[www.arsedition.de](http://www.arsedition.de)



Und dann erschien plötzlich Freddy Frambach, der Verkaufsleiter der Firma, auf der Bildfläche. Ich sah den silbergrauen Jaguar die verschlungenen Wege zum Internat hochfahren. Solche Autos waren hier nichts Ungewöhnliches. Jeder zweite Vater fuhr einen Schlitten, der allen Menschen sagen sollte: Hier kommt ein Mann mit einer goldenen Kreditkarte und einem dicken Bankkonto.

Ich saß auf der Schulhofmauer, über mir der stahlblaue Himmel. Weil ich mich geweigert hatte, beim Sportunterricht mitzumachen, saß ich hier alleine.

Die Vögel gaben für mich ein Konzert. Ich blickte ins tiefe Tal hinab und beobachtete das Fahrzeug. Der Jaguar quälte sich durch die Serpentina, vorbei an desinteressierten Kühen, hoch zu unserer Bildungsburg. Die Sonne wurde von der Windschutzscheibe und von den

blitzenden Armaturen so heftig reflektiert, dass es manchmal aussah, als würde sich ein feuriger Diamant heraufwälzen. Nun konnte ich schon erkennen, dass der Wagen ein rotes Nummernschild hatte.

Ich wusste sofort, dass es Besuch für mich war, aber ich wäre nicht auf Freddy gekommen. Vielleicht mein Vater, der überraschend nach Zürich gereist war, um Geschäfte zu machen, und die Gelegenheit nutzte, bei seinem Sohn vorbeizuschauen. Mama hätte sich vorher angemeldet. Die war nie so spontan.

Aber dann sah ich unten auf dem Parkplatz den kurzen Bürstenhaarschnitt von Freddy. Er wirkte immer ein bisschen wie ein sonnenbankgebräunter Bodybuilder, der eigentlich gar keine Zeit zum Arbeiten hatte, sondern sich nur um seinen Körper und sein Aussehen kümmerte, aber ich wusste, dass er einer von Pas hart schuftenden Söldnern aus dem Raucherclub war. Wer bis dorthin kommen wollte, hatte kaum noch ein eigenes Leben. Die Mitglieder vom Raucherclub hatten in ihren Büros Sofas stehen, auf denen sie vermutlich öfter schliefen als zu Hause bei ihren Familien. Sofern sie überhaupt noch Familien hatten, wenn sie schon lange in der Firma waren. Zwölf Stunden am Tag waren ganz normal. Konferenzen, Besprechungen – ich wunderte mich darüber, was diese Männer alles tun mussten, um Klos zu verkaufen.

Mein Opa hatte das alles in den Anfängen bestimmt

ganz anders gemacht. Er war ein sehr entspannter, fröhlicher Mann. Er hatte mich einmal gewarnt. Er sagte: »Hüte dich vor Leuten mit verkniffenen Gesichtern.«

So wie Freddy auf den Schulhof zugelaufen kam, sah er aus wie die Typen, die Opa gemeint hatte. Ein verkniffeneres Gesicht hatte ich nie gesehen. Vom blendenden Sonnenlicht konnte das nicht kommen, denn er trug eine Sonnenbrille mit so tiefschwarz getönten Gläsern, dass ich mich fragte, ob er überhaupt etwas dadurch erkennen konnte. Er trat mir betont gut gelaunt gegenüber, leicht verschwitzt, obwohl die Klimaanlage in seinem Jaguar doch bestimmt gut funktionierte.

Was mir an Freddy gefiel, war, dass er nie so wertende Sätze draufhatte, die einen scheinbar groß machen, in Wirklichkeit aber klein halten sollten. Sprüche wie: »Mann, bist du groß geworden, ich hätte dich kaum wiedererkannt. Muss ich jetzt bald Sie zu dir sagen? Ich glaube, zu Weihnachten schenke ich dir einen Rasierapparat«, hörte ich nie von ihm. Die anderen Männer aus Papas Raucherclub liebten solche Sprüche.

Freddy führte ein paar angedeutete Boxhiebe auf mein Kinn aus. Solchen Blödsinn von Erwachsenen ertrug ich ganz gut. Ich war Schlimmeres gewöhnt.

Dann erklärte er mir ohne viel Umschweife, dass mein Papa in St. Moritz auf mich warten würde. »Er ist in seinem Lieblingshotel. Dreitausendsechshundert Meter hoch. Auf Muottas Muragl. Im ewigen Schnee.«

Ich verstand die Überraschung nicht ganz. Warum hatte Pa nicht angerufen?

Freddy winkte ab. Es habe sich eben so ergeben. Außerdem, wenn alles vorher verraten würde, dann wäre es ja keine Überraschung mehr.

Ich hatte eigentlich noch einen Tag Schule und durfte gar nicht weg, aber über solche Kleinigkeiten setzten Menschen wie Freddy oder mein Vater sich sowieso ständig hinweg. Papa nannte so etwas »Details«. Darum kümmerten sich bei ihm die Steuerberater oder die Rechtsanwälte. Er fällte immer nur die großen, grundsätzlichen Entscheidungen: Produzieren wir Marmortoiletten oder nicht? Machen wir in den USA fünf neue Filialen auf oder schließen wir einige Läden in Europa?

Nie wäre er auf die Idee gekommen, selber solche Toiletten zu verpacken oder Badezimmer einzubauen. Mit den Leuten, die eingestellt oder entlassen werden mussten, redete er auch nicht. Dafür hatte er einen Personalchef. Im Raucherclub saßen die Strategen, die Visionäre, die Planer, wie Pa sie nannte. Deren Ideen ausführen mussten dann andere.

So schickte er nun auch seinen Verkaufsleiter, um seinen Sohn abzuholen. Der Gedanke, selbst hierherzufahren, war ihm vermutlich überhaupt nicht gekommen. Immerhin schickte er keinen der unteren Angestellten, sondern jemanden aus dem Club. Wahrscheinlich musste ich mich noch geehrt fühlen.

Ich wollte meine Sachen packen, aber Freddy winkte ab. Das sei nicht nötig. Wir könnten in St. Moritz alles neu kaufen. Oder ob ich jetzt ernsthaft vorhätte, mit dem Wäschewaschen anzufangen?

Freddy schielte immer so komisch zum Schulgebäude hinüber, als wolle er nicht gesehen werden. Ich konnte zwar seine Augen hinter den schwarzen Gläsern der Sonnenbrille nicht erkennen, aber ich sah es an seinen kleinen Kopfbewegungen. Er drehte sich auch die ganze Zeit über so, dass er mit dem Rücken zu den Fenstern stand.

Natürlich machte es meinem Papa nichts aus, mir einfach neue Sachen zu kaufen. Wir hatten viele Probleme. Finanzielle gehörten nicht dazu. Aber ich wollte trotzdem ein paar persönliche Dinge mitnehmen. Ich brauchte eigentlich keinen Gürtel, aber ich trug trotzdem grundsätzlich nur Hosen, in die ich den Gürtel ziehen konnte, den mein Opa mir geschenkt hatte. Die Schnalle sah aus wie zwei große Flügel. Wenn man sie schloss, wurde daraus ein Adler.

Außerdem gefiel mir der Gedanke überhaupt nicht, in irgendwelchen Boutiquen herumzustehen und Klamotten anzuprobieren. Und ich wollte mich von meinen Klassenkameraden verabschieden und von den Lehrern.

Aber Freddy machte echt Druck. Ich solle mich nicht so anstellen. Er tippte auf seine Uhr. Er habe auch nicht ewig Zeit. Seine Freundin würde auf ihn warten. Eigent-

lich habe er Urlaub, und das hier sei nur eine Gefälligkeit für meinen Vater. Ich solle seine Zeit doch jetzt nicht überbeanspruchen.

»Ich beeil mich«, sagte ich und rannte ins Haus. Das gefiel Freddy gar nicht.

Ich packte nur eine kleine Tasche. Als ich schon auf dem Rückweg zum Auto war, fiel mir ein, dass ich den Akku für mein Handy vergessen hatte. Schnell lief ich noch mal hoch. Die anderen hatten immer noch Sport. Ich kam an der Halle vorbei, öffnete die Tür und rief nur: »Tschüs, Leute, ich fahr zu meinem Pa! Ich werd abgeholt!«

Ich ärgerte mich über mich selbst. Warum beeilte ich mich so? Der tauchte hier unangemeldet auf und ich musste in ein paar Minuten fertig sein. Es hätte ja auch sein können, dass wir gerade nicht Sport hatten, sondern Mathe oder Englisch. Hätte ich dann mitten im Unterricht aufstehen und mit Freddy kommen sollen? Manchmal meinten diese Typen aus dem Raucherclub, sie dürften alles. Nur wenn sie eine Konferenz hatten, dann durfte sie keiner stören.

Ich hatte im Werkraum begonnen, ein paar Holzfiguren zu schnitzen. Eine gefiel mir besonders gut. Plötzlich hatte sich aus dem Holz Opas Gesicht herausgeschält. Ich hatte gar nicht versucht, ihn darzustellen. Es wäre mir viel zu schwierig erschienen, doch was immer ich machte, es wurde ihm immer ähnlicher. Diesen Holz-

kopf wollte ich unbedingt mitnehmen, um in den Ferien daran weiterzuarbeiten. Vor allen Dingen wollte ich verhindern, dass irgendein anderer sein Talent am Kopf meines Opas ausprobierte.

Ich war dann doch ziemlich bepackt, als ich unten auf dem Schulhof erschien. Freddy war nicht mehr da. Ich blickte an der Mauer hinunter und sah ihn unten beim Jaguar. Ich winkte ihm zu: »Komm hoch!«, aber er wehrte ab und deutete mir, ich solle nach unten kommen. Ich stellte meine Taschen einfach oben ab, rannte runter und sagte zu ihm: »Das ist eine ziemliche Schleperei. Warum kommst du nicht mit dem Wagen hoch? Du tust gerade so, als hättest du Angst, dass dich einer sieht.«

Freddy reagierte auf den Satz, als hätte ich ihn geschlagen. Er zuckte zusammen wie Menschen es tun, wenn sie einen stechenden Schmerz verspüren. Er fing sich aber sofort wieder und lachte: »Du hast wohl nichts in den Armen, Kleiner, was? Bist mehr eine Geistesgröße, hm?«

Jeder andere aus dem Raucherclub hätte sich sofort angeboten, mir die Sachen zu holen, denn keiner wollte es sich mit dem zukünftigen Chef verderben. Freddy trommelte nur nervös mit den Fingern auf dem Jaguardach herum und brummte: »Nun mach schon.«

Ich trottete hoch und holte meine Sachen. Wir verstaute alles hinten im Wagen, und ich nahm mir vor,

meinen Papa später zu erzählen, wie doof sein Verkaufsführer sich benahm.

Beim Fahren musste Freddy die Sonnenbrille abnehmen. Als wir vom Parkplatz fuhren, rollte der Hausmeister uns mit seinem dunkelblauen Volvo entgegen. Freddy drehte sich schnell zu mir herüber, als wolle er sich vergewissern, dass ich auch angeschnallt sei. Doch jetzt, im Nachhinein, weiß ich, er wollte nur verhindern, dass der Hausmeister sein Gesicht sah.



## 7.

Wir fuhren ein paar Kilometer. Für meinen Geschmack gab Freddy viel zu viel Gas und nahm die Kurven zu rasant. So eilig hatte ich es nun auch wieder nicht, meinen Vater zu sehen.

Ich sah auf mein Handy. Komisch, dachte ich, Papa hätte mir wenigstens eine SMS schicken können. Freddy wurde nervös. Er bat mich, mein Handy auszuschalten.

»Warum?«, fragte ich.

Mit diesem typischen, belehrenden, nörgelnden Erwachsenenenton wollte er wissen, ob ich noch nie etwas davon gehört hätte, dass ein Handy die technischen Geräte störe. Es seien schon Flugzeuge abgestürzt deswegen. Wer an Bord sein Handy anmachte, gefährdete das Leben aller.

»Wir sitzen doch hier nicht in einer Boeing 707! Das ist kein Transatlantikflug!«

Er riss mir das Handy aus der Hand und steckte es in die Tasche an der Fahrertür.

»Hey! Gib mir mein Handy wieder! Was soll das?«

»Komm, dreh jetzt nicht durch, Kleiner. Ich kann Handys nicht ausstehen. Die Klingeltöne machen mich krank.«

»Ich hab's auf *Lautlos* stehen. Ich will nur ein paar SMS verschicken.«

Er schwieg und kaute auf der Unterlippe herum. Mir wurde ganz anders. Irgendwie bekam ich Schiss. Niemand wagte es, sich mir gegenüber so zu verhalten. Immerhin würde ich später einmal die Fabrik erben. Alle waren abhängig von meinen Eltern, von meinem Opa, und irgendwie wirkte sich das auf mich aus. Ich wurde mit äußerster Wertschätzung behandelt. Oft war mir das lästig. Ich erkannte ihr falsches Getue sofort. Ich durfte mir Sachen rausnehmen, dafür hätten sie ihre eigenen Kinder bestimmt bestraft.

Ich wurde innerlich ganz kalt, weil ein Erwachsener plötzlich so mit mir umging wie Freddy. Ich kannte das nicht.

»Genieß lieber die Landschaft. Guck dir das an. Das ist doch einfach prächtig!« Er zeigte runter ins Tal. Als ob ich noch nie Berge gesehen hätte!

Seine Stimme wurde laut. Merkwürdig überdreht. »Am Ende deines Lebens bist du an all diesen schönen Dingen vorbeigerast und hast sie nicht zur Kenntnis ge-

nommen, weil du immer nur auf dein blödes Handydisplay gestarrt hast oder auf den Computerbildschirm. Lass dir das nicht entgehen, Junge. Sieh mal, das da, das ist die Wirklichkeit!«

»Ich kenne die Berge. Seit Monaten sehe ich nichts anderes. Ich möchte jetzt ein paar Nachrichten an meine Klassenkameraden verschicken. Und an meinen Papa. Außerdem hab ich Durst und ich muss dringend mal zur Toilette.«

Ich kam mir ziemlich mutig vor, weil ich ihm so viel Widerstand entgegensetzte. Ich hatte die Hoffnung, er würde an einem Gasthof halten. Das tat er aber nicht. Er bog, ohne das Tempo sonderlich zu verringern, in einen Waldweg ein, fuhr so weit, dass man uns von der Straße aus nicht mehr sehen konnte, und machte dann den Motor aus.

»Bitte schön, Kleiner. Hier kannst du pinkeln.«

Während ich hinter einen Baum ging, sah ich, dass er aus dem Handschuhfach Werkzeug holte. Einen Schraubendreher oder etwas Ähnliches. Vielleicht ein dünnes, langes Messer.

Mir war unheimlich zumute. Die Haare auf meiner Haut stellten sich auf. Wieso sprach der vom Ende meines Lebens? Was sollte das alles hier?

Ich überlegte, ob es nicht klüger sein könnte, einfach wegzurennen. Zum Beispiel ins Internat zurück. In den Schutz meiner Klassenkameraden und Lehrer. Es waren

von hier aus höchstens zwanzig oder dreißig Kilometer. Ich konnte es gut vor Einbruch der Dunkelheit schaffen. Aber ich hätte nicht an der Straße entlang laufen können. Bestimmt würde Freddy die Straße abfahren und mich dann erwischen. Querfeldein war das steinige Gelände unwegsam. Ich hatte dafür nicht die richtigen Schuhe an. Die Gefahr, sich in diesen Bergen zu verlaufen, war groß.

Als ich zum Wagen zurückkam, sah ich Freddy zunächst nicht. Ich glaubte, er sei auch pinkeln gegangen. In der Seitentasche der Fahrertür suchte ich nach meinem Handy. Es war da. Aber die Batterie fehlte. Hatte er sie tatsächlich herausgenommen?

Ich spürte schon wieder Druck auf der Blase. So ist das, wenn man Angst bekommt. Man muss dauernd Wasser lassen, selbst wenn man gerade erst seinen Hosenstall geschlossen hat.

Da sah ich ihn: Er kniete vorne am Auto und schraubte an den Nummernschildern herum. Er hatte die roten Nummernschilder gegen schwarze ausgetauscht.

Ich musste nichts sagen. Freddy erkannte an meinem Blick, dass ich Angst hatte.

»Das kommt dir jetzt bestimmt komisch vor, was Kleiner? Ich hab den Wagen mit roten Nummernschildern aus der Werkstatt überführt. Die gelten nur für einen Tag. Ich hätte sie längst wechseln müssen. Ich hab's aber verpennt. Gerade ist es mir eingefallen. Jetzt ist alles

wieder in Ordnung. Nachher kriegt man noch Ärger mit der Versicherung. Du hast ja keine Ahnung, wie eng die heutzutage so etwas sehen.«

Er packte mich, schob mich ins Auto und legte mir den Sicherheitsgurt um.

»Ich kann das selber!«, protestierte ich.

Sofort ließ er den Gurt los. »Jaja, ist ja schon in Ordnung. Ich wollte nur nett sein. Du kommst wohl langsam in die Pubertät, was? Dir kann man gar nichts mehr recht machen.«

Irgendwie beleidigt saß er neben mir und fuhr dann rückwärts aus dem Waldgrundstück heraus.

Wir schwiegen lange. Freddy fuhr konzentriert, warf nur ab und zu einen Blick auf mich. Die Landschaft draußen veränderte sich. Ich war zwar in Erdkunde nicht der Beste, aber eins war mir klar: Dies hier war nicht der Weg nach Muottas Muragl.

Ich schluckte und nahm all meinen Mut zusammen. Ich wunderte mich, wie wenig es war. Mein Herz flatterte wie ein aufgescheuchter Kolibri, aber ich schaffte es, die Worte auszusprechen: »Du bringst mich gar nicht zu meinem Vater. Was hast du mit mir vor?«

»Dreh jetzt nicht durch, Kleiner«, antwortete Freddy. »Das Ganze ist anders, als du denkst. Wenn wir uns gut verstehen, wird das alles kein Problem werden, und in ein paar Tagen ist die Sache vorüber.«

»Welche Sache?«

Ihm brach augenblicklich der Schweiß aus. Er hatte jetzt wieder diesen verkniffenen Blick, obwohl die Sonne ihm überhaupt nicht ins Gesicht schien. Wir hatten sie im Rücken.

»Kümmere dich nicht darum. Das ist Erwachsenen-kram.«

»Willst du damit sagen, es geht mich nichts an?«

Freddy nickte, als hätte ich ihm endlich das passende Stichwort gegeben: »Ja. Ganz genau. Es geht dich nichts an.«

Ich fand sehr wohl, dass ich mich dafür interessieren sollte, was aus mir wurde. Etwas in mir wollte einfach nur schreien. Ich sah mich wieder wie von außen. Ich guckte nicht mehr durch die Scheiben in die Landschaft, sondern ich sah mich selbst auf dem Beifahrersitz angeschnallt blass und voller Furcht vor mich hin starren. Ich fühlte die Nähe des Todes. Vielleicht würde ich meinem Opa bald durch den Tunnel folgen.

Wo war er nur? Jetzt, Opa, könnte ich dich wirklich gut brauchen, dachte ich. Mit einem Mal hatte ich nur noch Spott für mich selbst übrig. Kam mir lächerlich vor. Wahrscheinlich hatte ich mir alles nur eingebildet, und mein Opa war ganz einfach gestorben, begraben worden, und fertig. Und ich hatte das einfach nicht wahrhaben wollen, weil er für mich viel wichtiger war als meine Mama und mein Papa zusammen.

Ich fühlte mich betrogen von der Welt, von meinen El-

tern und natürlich von Freddy. Es tat mir entsetzlich leid, dass ich mich nicht mit den anderen auf dem Sportplatz um jeden Ball gezankt hatte, sondern stattdessen einem Toten nachgelaufen war, den ich noch für lebendig hielt.

Was hatte ich jetzt von diesem ganzen Seelenquatsch? Ein Mitarbeiter meines Vaters hatte mich entführt. Ja-wohl. Jetzt konnte ich es aussprechen: »Du hast mich entführt, Freddy. Das ist es.«

Ich konnte nicht schreien. Ich flüsterte diese Worte. Ich war heiser, als hätte ich gerade erst eine schlimme Grippe überstanden.

Er rechtfertigte sich nicht. Er schüttelte den Kopf, als sei das alles nicht wahr, und sagte dann: »Du wirst mir doch jetzt kein Theater machen, oder?«

Damit waren die Fronten deutlich. Ich schwieg.

Plötzlich wurde mir etwas klar: Der würde mich niemals laufen lassen. Ich konnte der Polizei nicht nur sein Gesicht beschreiben, sondern wusste außerdem, wie er hieß und wer er war.

Mir ging alle Energie weg. Ich fühlte mich, als hätte man mir die Batterien herausgenommen. Es gelang mir nicht mal mehr, meine Füße auf den Boden des Fahrzeugs zu drücken. Ich spürte mich nicht mehr. Schlaff hing ich im Sicherheitsgurt.

Freddy würde mich töten. Er hatte gar keine andere Möglichkeit, wenn er nicht im Knast landen wollte.

Er sah natürlich, dass ich leichenblass war, und fragte:  
»Was ist mit dir? Ist dir schlecht?«

Er hielt kurz an einem Parkplatz an und kramte zwei Tabletten hervor. Ich schaffte es aber, die Lippen aufeinanderzupressen. Ich wollte seine doofen Pillen nicht.

»Stell dich nicht so an! Das wird dir helfen.«

Ich spuckte aus. Vielleicht traf ich seinen Anzug oder sein Gesicht, jedenfalls griff er zornig an meinen Hals. Noch bevor er zudrücken konnte, öffnete ich den Mund und schluckte das Zeug. Es schmeckte nach nichts. Er griff nach hinten und wollte mir Wasser anbieten. Aber ich hatte die Dinger schon trocken hinuntergewürgt. Ich musste husten. Er befahl mir, etwas nachzutrinken.

Meine Hände baumelten immer noch leblos an mir herunter. Beim Trinken verschüttete ich die Hälfte.

Wir verließen den Parkplatz und fädelten uns wieder auf der Autobahn ein. Entweder raste Freddy jetzt noch schneller oder meine Wahrnehmung veränderte sich.

Es kam mir so vor, als würde Freddy mich jetzt genauer beobachten. Immer wieder sah er zu mir herüber. Ich hatte gleich den Verdacht gehabt, dass die Tabletten mich ausschalten sollten. Es dauerte aber noch eine ganze Weile, bis sie richtig wirkten. Vermutlich sperrte sich etwas in mir dagegen, die Kontrolle über mich aufzugeben.

Freddy redete etwas, ich verstand ihn jedoch nicht. Seine Worte dehnten sich wie eine Kaugummiblase.

Es war, als würde ich sie nicht hören, sondern sehen. Sie waberten durch das Fahrzeug, erreichten meine Ohren aber nicht wirklich. Mir war schwindlig. Mein Blick verengte sich immer mehr. An den Rändern wurde alles schwarz. Ich konnte nur noch winzige Ausschnitte der Wirklichkeit erkennen, wenn ich mich total darauf konzentrierte. Es war ein Gefühl, als würde ich in mir selbst verschwinden.

## DER AUTOR



Klaus-Peter Wolf wurde als kleiner Junge zu Unrecht verdächtigt, bei einer Klassenarbeit geschummelt zu haben. Es gelang ihm, mit kriminalistischem Spürsinn die Wahrheit ans Licht zu bringen. Immer wieder löste er dann geheimnisvolle Fälle, statt seine Schularbeiten zu machen. Kein

Wunder, dass aus ihm ein Kriminalschriftsteller wurde.

Er hat zahlreiche Krimis fürs Fernsehen geschrieben, u. a. für die Reihen »Tatort« und »Polizeiruf 110«.

Er sagt: »In manchen Krimis erfahren wir mehr über die Wirklichkeit als in der Tagesschau.«

Seine Bücher wurden in 22 Sprachen übersetzt und mehr als acht Millionen Mal verkauft.

Klaus-Peter Wolf ist verantwortlich für mehr als 150 Stunden Fernsehen. Er erhielt zahlreiche Preise, u. a. den Anne-Frank-Preis, den Erich-Kästner-Preis, den Magnolia Award Schanghai und den Rocky Award for the best made TV-movie, Banff, Kanada.

Er liebt es, durchs Land zu fahren und in Schulen und Bibliotheken aus seinen Büchern vorzulesen. So verliert er nie den Kontakt zu seinem Publikum.

Mehr über ihn gibt es unter [www.klauspeterwolf.de](http://www.klauspeterwolf.de).

## SPANNUNG UND ACTION



ISBN 978-3-7607-2444-7

+++ Kai Lichte war jetzt bei der Turmuhr. Es sah für Jan aus, als ob sich Kai daran festhalten würde. Dann breitete Kai die Arme aus und fiel vom Dach. Er schrie nicht – oder der starke Regen schluckte seinen Schrei. +++

Jan, Doro, Tim und Lina sind fassungslos: Was trieb Kai Lichte, den Einzelgänger? Warum sprang er vom Dach der Schule – oder wurde er gar dazu gezwungen? Die vier nehmen die Ermittlungen auf und geraten dabei ins Visier von Kriminalkommissar Lohmann. Ein Wettlauf gegen die Polizei und die Zeit beginnt, denn die Freunde decken die gefährliche Wahrheit auf. Können sie den schwer verletzten Kai retten?

